Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **34 (1952)**

Heft 52

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Winterthur, 26. Dezember 1952 Erscheint jeden Freitag 34. Jahrgang Nr. 52

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12493
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Das Licht scheint in der Finsternis

Das Christfest ist wohl das lieblichste aller christlichen Feste. Es wirft seinen hellen Schein schon lange voraus. Immer grösser wird der Jubel und das frohe Singen je näher «der Tag der heiligsten Geburt» kommt. Nicht nur die Kinder, auch die Erwachsenen gehen mit gespannter Erwartung dem Weihnachtsfest entgegen. In keiner Zeit des Jahres sind wir Menschen so sehr bereit, einander Freude zu machen und Liebe zu erweisen, wie in den Tagen, da die Lichter des Weihnachtsbaumes die dunkle Nacht erleuchten. Es ist wirklich eine besondere Zeit. Das spüren vor allem die Mütter, die allermeist die Seele dieses festlichen und frohen Treibens sind. Sie haben alle Hände voll zu tun. Sie walten jetzt hinter dem Vorhang ihres beseligenden Amtes. Sie sind die Hüterin so manchen Geheimnisses. Ihre fleissigen Hände rüsten die festliche Stube und mit ihrem mütterlichen Sinn schaffen sie die wahre und echte weihnachtliche Atmosphäre. Sie lehren die Kinder weihnachtliche Verse, erzählen ihnen spannende Weihnachtsgeschichten und leiten sie an, weihnachtliche Freude zu empfangen und weiter zu geben.

Aber wissen wir auch alle mit genügender Klarheit um den eigentlichen und wahren Inhalt des Christfestes? Oder sind wir zufrieden, wenn einfach die Kerzen ihren milden Schein verbreiten, frohe Lieder erklingen, der Gabentisch reich besetzt ist mit den ausgesuchtesten Geschenken und phantastischen Ueberraschungen? Ist es uns klar, dass es um Christus geht, dass es ohne Christus kein wirkliches Christfest, kein wahres Weihnachten gibt? Es ist doch eben nicht umsonst das Christfest! Christus kommt in diese Welt, in unser Leben, in unser persönliches und in unser öffentliches Leben, in unsere Ehe und in unser berufliches Schaffen, in unser Herz, aber auch in unsern Kampf ums tägliche Brot. «Christus ist geboren», ist nicht eine theoretische, akademische oder sonst völlig belanglose Märchenerzählung, sondern eine Wirklichkeit, die unser ganzes Leben in Anspruch nimmt. «Das Kindlein von Bethlehem» ist nicht ein lieblich-rührendes Symbol, gerade gut genug zur Bereitung einer festlichen Stimmung, sondern Gottes Bote an uns Menschen, der zur Busse, zur Umkehr und Einkehr auffordert. Christfest feiern, heisst ganz real diesem Boten begegnen und durch ihn vor eine Entscheidung gestellt werden: Für oder gegen Gott! Wer nicht für mich ist, ist gegen mich. Da gibt es keine Neutralität, keine Lauheit! O, dass ihr kalt oder warm wäret! Ein Christfest ohne dieses Zentrum ist ohne Kraft und Wirkung, ein vielleicht blendendes, rauschendes, sogar fröhliches Fest, aber ohne wesentlichen, wegweisenden lebendigen Inhalt. Wer an Weihnachten der Christusfrage ausweicht, Ohren und Herz seinem Wort verschliesst und allein auf seinen Verstand und seinen eigenen Willen pocht, feiert wohl ein Fest, aber nicht das Christfest, nicht wirklich Weihnachten.

Von diesem Christus wird uns nun in der Heiligen Schrift des Alten und Neuen Testamentes mannigfaltig bezeugt, dass er «Das Licht» sei. Licht ist etwas Wunderbares. Nur im Licht kann das Leben gedeihen. Das Licht leuchtet. Es macht glücklich und froh. Dunkelheit aber bedrückt und lässt alles Leben ersterben. Aber ist wirklich Christus unser Licht? An Weihnachten unser Licht? Oder haben wir da nicht so viel «Ersatz-Lichter»? Wir zünden Kerzen an. Unsere Städte sind in ein Lichtermeer getaucht, Abend für Abend! Es glänzt und glitzert in allen Farben. Die Festsäle und geschmückten Stuben sind hell erleuchtet bis tief in die Nacht hinein. Und sind nicht die Menschen selber mit ihrem Wissen und Können, mit ihrem Arbeiten und ihren Leistungen zu einem bedeutenden Licht geworden, das immer heller leuchtet? Für viele ist die Technik in ihrer ungeahnten Entwicklung der letzten Jahrzehnte zu einem Licht geworden, dessen helle Strahlen den Lebensweg genügend erhellen kann. Das Licht einer ungeheuren Hochkonjunktur überflutet unser Land, wie es wohl noch nie da gewesen ist. Ist es nicht so, dass einer sehr grossen Zahl von Menschen alle diese Lichter durchaus genügen. Sie ersetzen ihnen Christus. Das Christus-Licht sagt ihnen nichts mehr und fristet selbst in der Weihnachtsstube ein sehr bescheidenes Dasein. Es wird verdrängt durch all die Ersatz-Lichter. Liegt hier nicht die Wurzel für jene betrübliche Erscheinung, dass von Weihnachten recht wenig wirkliche Kraft ausgeht, das wahre Licht des Lebens fehlt und allerlei Finsternis Unheil und Verderben verbreitet?

Das biblische Zeugnis aber verkündet, dass das Licht in der Finsternis scheint, sie durchdringt und in ihr Nichts auflöst. Es siegt über die Finsternis in der Welt und im Leben. Christus überwindet das Dunkel, das Menschen und Welt bedrückt. Das Christfest verkündet: alle Finsternis, die das Leben ersterben lässt, die Finsternis der Angst und Verzweiflung, das Dunkel von Krankheit und Tod, von Sorgen und Not an Leib und Seele soll ein Ende haben. Ersatz-Lichter können uns nur ein wenig über die Nacht des Grauens und der Angst hinwegtäuschen; sie vermögen aber nicht die Finsternis wirklich zu vertreiben. Sie lügen. Sie gleissen. Sie blenden. Christus aber blendet nicht. Er macht uns nicht etwas vor. Wo Christus hinkommt, leuchtet ein wirkliches und hell strahlendes Licht, vor dem alle Schatten weichen. Dieses Licht kommt von Gott. Es hat göttliche Kraft und Autorität. In diesem Licht erblüht ein neues Leben, das allen Mächten der Finsternis zu trotzen vermag. Das Licht von Bethlehem, der strahlende Stern der Könige, diese untrüglichen Zeichen weihnachtlichen Geschehens, sind nicht fromme Einbildungen exaltierter Menschen, sondern Offenbarungen einer lebendigen Wirklichkeit, vor welcher alle Finsternis ihre Existenz verliert. Christus ist das Ende der Nacht, die durch die Sünde in die Welt gekommen ist. Darum feiern wir Weihnachten!

Aber viele werden sagen: Wir haben doch dieses Licht nicht nötig. Es ist ja gar nicht so dunkel! Eigentlich ist es doch ganz lustig und schön in dieser Welt. Es gibt so viel Herrliches und Beglückendes, so viel Freude und Lebenskraft. Gewiss! Aber wir müssten blind sein, wenn wir nicht die Finsternis sehen wollten, die uns überall umgibt. Lassen wir uns nicht täuschen durch die Vielfalt von Irrlichtern! Die steigende Flut von Verbrechen an Leib und Gut, die unheimliche Zunahme der Ehescheidungen, der zerrütteten Ehen, der ruchlose Angriff auf das keimende Leben, die immer grössere Not der Rauschgiftsucht, die ständige Kriegsdrohung mit all ihren bedrückenden Folgen, die gewaltige Macht der Diktaturstaaten, wo die Menschen jeder menschlichen Würde beraubt zu Marionetten eines unbeschreiblichen Terrorsystems werden, sind wahrhaftig alarmierende Zeichen tiefster Dunkelheit, einer alles Leben erstickenden Finsternis. Dieser Finsternis ist kein menschliches Licht, keine glänzende Technik und Wissenschaft, keine noch so herrliche wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung gewachsen. Hier braucht es das «Licht aus der Höhe», Christus, den Sohn Gottes, den Heiland und Erlöser, der für die Schuld der Menschen gelitten hat und am Kreuze gestorben ist und in der Auferstehung den Tod bezwungen hat. In diese Finsternis hinein leuchtet Christus, indem er Heil und Leben bringt. Diesem Licht gilt es Eingang zu verschaffen. Ihm müssen wir das Herz öffnen. Dann erst haben wir wirklich das Christfest gefeiert. Wenn wir aber an diesem Licht vorübergehen und vor lauter Irrlichtern das wahre Licht nicht sehen, werden diese festlichen Tage uns in der grossen Finsternis zurücklassen.

Es ist höchste Zeit, dass das Weihnachtsfest in seiner zentralen Bedeutung wieder erkannt wird. Das Fest der Liebe, wie Weihnachten gern genannt wird, könnte sonst leicht immer mehr entarten und seinen Segen verlieren. Möge uns all das weihnachtliche Erleben wirklich zu einem Erleben des Christus werden, der das Licht ist in der Finsternis und Verwirrung unseres Daseins! Wenn das Licht in die Finsternis scheint, wenn Christus kommt, dürfen wir getrost sein in den mancherlei Kämpfen, die uns nicht erspart bleiben.

Stephan Martig

Danket dem Herrn

Singet dem Herrn ein neues Lied!
Denn er hat Wunder getan;
seine Rechte hat ihm geholfen,
sein heiliger Arm.

Jauchzet dem Herrn, alle Lande!
Brecht in Jubel aus und spielt,
Spielt dem Herrn auf der Harfe,
Auf der Harfe mit lautem Gesang.

Der Herr ward König —
Jauchzet dem Herrn alle Lande
Dienet dem Herrn mit Freuden,
Kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken!

Ziehet ein durch seine Tore mit Danken,
in seine Vorhöfe mit Lobgesang;
Denn der Herr ist gütig, ewig währt seine Gnade
und seine Treue von Geschlecht zu Geschlecht.

Er hat seinem Volke Erlösung gesandt,
Hat seinen Bund auf ewig bestellt —
Jauchzet dem Herrn, alle Lande.

(Aus den Psalmen 98, 99, 100, 111.)

Der Heiland

Immer wieder wird der Mensch geboren,
Spricht zu frommen, spricht zu tauben Ohren,
Kommt uns nah und geht uns neu verloren.

Immer wieder muss er einsam ragen,
Aller Brüder Not und Sehnsucht tragen,
Immer wird er neu ans Kreuz geschlagen.

Immer wieder will sich Gott verkünden,
Will das Himmlische ins Tal der Sünden
Will ins Fleisch der Geist, der ewige münden.

Immer wieder, auch in diesen Tagen,
Ist der Heiland unterwegs, zu segnen,
Unsern Aengsten, Tränen, Fragen, Klagen
Mit dem stillen Blicke zu begegnen,
den wir doch nicht zu erwidern wagen,
weil nur Kinderaugen ihn ertragen.

Hermann Hesse

Ein Verlust für das Münstertal

Wer schon in schönen Ferientagen vom Engadin aus über den Ofenpass gewandert oder gefahren ist, sich an den prächtigen Bäumen und der wilden Landschaft des Nationalparkes erfreut hat, war sicher freudig überrascht von der lieblichen Talmulde des Münstertals, den schmucken Dörfern, vor allem von Sta. Maria. Friedlich und einsam liegt der Ort zwischen den Hängen, die jetzt golden schimmern, denn die vielen Lärchen haben ihr Herbstkleid angelegt.

Mitten im Dorf, in der ehemaligen Säumerherberge aber, die zur berühmten Webstube Münstertal eingerichtet worden ist, geht es immer lebhaft zu, denn dort ist junges Volk zu Hause, das die alte Kunst der Heimat wieder ausübt.

Gegenwärtig aber liegt tiefe Trauer nicht nur über dem Haus, dem Dorf und dem ganzen Tal — die Seele des Werkes, die Leiterin, die Freundin ihrer Schülerinnen, Fida Lori, hat ihre Augen geschlossen für immer.

Die schöne Arvenstube steht leer, die Mitarbeiterinnen sind wie verloren. Leben und Werk dieser prächtigen Bündnerin im Schweizer Frauenblatt etwas näher zu betrachten, ist schöne Pflicht.

Aufgewachsen in Davos, hat sie als junger Wandervogel die Täler und Berge ihrer engeren Heimat, die Not vieler Bergbewohner kennengelernt. Es stimmte sie schon damals nachdenklich, dass aus ihrem geliebten Avers ganze Familien auswanderten und sie sann darüber nach, wie man es anstellen müsste, dass die Bergbewohner sich selber versorgen könnten.

Früh hat sie die Mutter verloren, jahrelang dem Vater als Telephonistin ein Heim bereitet, aber immer sehnte sie sich darnach, mit Menschen zu tun zu haben, helfen und wirken zu können. So vertauschte sie, sobald es finanziell möglich war, den Beruf mit einer Ausbildung an der Frauenschule Chur zur Hauswirtschaftslehrerin. Erstmals sass sie dort vor einem Webstuhl — dies sollte für sie Schicksal werden. Die Gemeinde Sta. Maria im Münstertal wählte sie als Haus-Leiterin für interne Winterkurse, die sie den Mädchen des Engadins und des Münstertals zu erteilen hatte. Sie zögerte keinen Augenblick, dem Ruf ins einsame Bergtal zu folgen, obwohl man damals noch 7 Stunden mit der Post über den Ofenpass zu fahren hatte und die Einrichtungen sehr primitiv waren. Es war für Fida Lori Berufung.

Bald erwarb sie sich die Hochachtung aller, die mit ihr in Berührung kamen, durch ihre schlichte, wahre Menschlichkeit und ihren goldlauteren Cha-

Weihnachtslied

Im kahlen weissen Winterwald
Gar traurig und verzagt ich gehe;
Verängstigt äugen braune Rehe
Wie mir, ist ihnen bang und kalt.

Doch hört! Mit goldnem Lächeln singt
Ein Engel: «Ihr seid nicht verloren
Denn Euch wird heut ein Kind geboren
Das zagen Herzen Tröstung bringt.»

Am Himmel hell ein Stern erstrahlt,
Senkt Mut und Freude auf mich nieder
Und traumhaft zart erblühen Lieder
Zur Weichnachtsnacht im weissen Wald.

Doris Vest

Roberts Christkind

Erzählung von Ida Frohnmeyer

Maria hatte ihre Mitteilung beendet und schaute nun ein wenig bekümmert von einem zum andern. Da sassen sie alle vier, gross und stattlich, mit selbstsicheren Mienen, auf die sich während ihrer Worte eine kleine Wolke missbilligenden Erstaunens gesenkt hatte.

Nein, sie kam nicht auf gegen diese vier. Schon immer war es ja so gewesen; aber damals als Kind, als junges Mädchen hatte sie es natürlich empfunden, denn sie war ja so lange nach den Brüdern angerückt: Hans der Jüngste, zählte schon vierzehn Jahre, der Aelteste gar zwanzig. Es war auch in gewissem Sinne hübsch gewesen, sozusagen drei Väter zu haben — der eigentliche Vater war ein Jahr nach ihrer Geburt gestorben — kein Kind in der Schule oder auf der Strasse hätte gewagt, sie anzugreifen. Und was hatten ihr die Brüder alles zugesteckt an Näschereien, an Spielzeug und Puppen! Und hatten sie in jede Kindervorstellung in Theater und Kino mitgenommen! Auch Mutter war immer gut zu ihr gewesen. Und alle vier hatten sie mit offenen Armen aufgenommen, als sie nach kaum einjähriger Ehe zu ihnen zurückgekehrt war und hatten sich auf das Kind gefreut, fast mehr als sie selbst, der vor der neuen Aufgabe ein wenig bangte und die immer fürchtete, der Schmerz um den verlorenen Gatten werde dem werdenden Kinde schaden. Aber das war eine grundlose Angst gewesen. Der kleine Robert war von aussen und innen ein wohlentwickeltes Kerlchen, dessen runde Augen die Umwelt mit strahlendem Wohlwollen betrachteten. Nur mitunter verfinsterten sie sich, und zwar immer dann, wenn es ihr, Maria, scheinen wollte, die liebevolle Bevormundung der vier Familiengenossen in Sachen Erziehung grenze denn doch an Tyrannei. Schliesslich war es doch sie gewesen, die Roberts kleines Leben in sich getragen und leise Gedankengespräche mit ihm geführt hatte, als die anderen kaum von ihm wussten. Und sie hatte ihn genährt durch viele Monate und hatte schwere Nächte mit ihm gehabt, indes die andern ruhevoll schliefen. Wenn sie es recht bedachte, war das Interesse der Brüder eigentlich erst richtig wach geworden, als Robert anfing, mit drolligen kleinen Stolperschritten durchs Zimmer zu laufen, und auch Mutter hatte erst damals angefangen, Roberts Erziehung zu überwachen. Ja und damit erhoben sich die ersten Meinungsverschiedenheiten, und jedesmal, wenn sie, Maria, versucht hatte, auf ihren Ideen zu beharren, hatten die andern sie mit solch schmerzlichem Erstaunen betrachtet, dass sie sofort verstummt war.

Allmählich jedoch erstand ihr in Robert selbst eine Hilfe, eine Art Bundesgenosse. Besonders seit seinem letzten, dem fünften Geburtstag geschah es wieder und wieder, dass er mit einer entschlossenen, geradezu männlich beschützenden Gebärde ihre Hand ergriff, wenn er ihr Unbehagen irgendeinem Entscheid gegenüber fühlte. Und es konnte auch geschehen dass er scheu und trotzig in ihr Ohr flüsterte: «Du bist meine Mama! Nur meine Mama! Sag ihnen das!» Natürlich hatte sie es nicht gesagt. Aber die geflüsterten Worte hatten sie beglückt, hatten etwas wie Siegerstimmung in ihr geweckt und ihr tatsächlich den Mut gestärkt, so dass sie sich von der einen und andern Anordnung nicht abbringen liess. Heute nun ... Wie sollte sie sich verhalten?

Maria tat einen tiefen Atemzug und sagte in die seltsame Stille hinein, die sich nach ihrem Geständnis wie eine Scheidewand zwischen ihr und den vier andern erhoben: «Ihr seid wohl entsetzt, dass er durchs Schlüsselloch geschaut hat?»

Mutter liess die Häkelarbeit sinken und schob die Brille in die Stirn. «Ja, das sind wir allerdings», sagte sie mit einer tiefen, ein wenig streng klingenden Stimme. «Es war ihm verboten worden, dass Weihnachtszimmer zu betreten, also hatte er auch nicht durchs Schlüsselloch zu schauen.»

«Ja — es wäre natürlich tugendhafter gewesen. Aber ... siehst du, Mutter, gerade eure geheimnisvollen Mienen, wenn ihr vom Weihnachtszimmer spracht, haben ihn eben neugierig gemacht ... Und dann hat ihn der Bub von nebenan, der Peter, ausgelacht, als er vom Christkind sprach, und dann — — ja, dann wollte er sich eben Gewissheit verschaffen, und wie er mich im Weihnachtszimmer wusste und mich singen hörte, hat er durchs Schlüsselloch geschaut.» Maria musste plötzlich lächeln. «Er war völlig überwältigt, dass man durch ein winziges Schlüsselloch so viel sehen konnte — die kleine Tanne und mich, die ich sie schmückte, ja, und auch den grossen Teddybären hat er gesehen — er sagte — —».

«Es interessiert uns ganz und gar nicht, was der Schlingel gesagt hat!» unterbrach der Aelteste Marias etwas stockende Rede. «Viel wichtiger ist, was du geantwortet hast. Konntest du dich denn nicht auf irgendeine plausible Ausrede besinnen? Du hättest doch sagen können, das Christkind sei dir begegnet, und weil es so viel zu tun gehabt, hätte es dich beauftragt, den Baum zu schmücken. Wäre das nicht ein guter Ausweg gewesen?»

Der Aelteste schaute beifallheischend um sich, und Mutter und Brüder nickten ihm anerkennend zu.

Und nun erhob der Mittlere die Stimme und sagte: «Du warst wohl erschrocken, nicht, Maria? Es hat dich betrübt, dass dem kleinen Kerl eine ganze schöne Welt in Scherben ging?»

Maria schüttelte den Kopf, und um ihren Mund spielt jenes Lächeln, das die viere nie recht deuten konnten. Wenn die Vorstellung nicht geradezu grotesk gewesen, hätte man annehmen können, sie, Maria, amüsiere sich über Leute, die ihr an Jahren und Lebensweisheit turmhoch überlegen waren. — Hans, der Jüngste, legte seine Hand auf Marias im Schoss ruhenden Hände. «Was hast du dann geantwortet, Maria? Uebrigens — er sah wohl sehr beschämt drein, als du aus dem Zimmer tratest und ihn auf frischer Tat ertapptest?»

«Er stand nicht an der Tür. Er sass auf dem kleinen Hocker. Aber als er mich sah, sprang er gleich auf und erzählte mir, was er getan und was er gesehen, und dass er nun wisse, dass es kein Christ-

Weihnacht

Es ist stille Zeit,
Tief verschneit
Schlummert die Welt.

Es ist hohe Zeit,
Himmelweit
Strahlet ein Licht.

Es ist heilige Zeit,
Ewigkeit
Leuchtet im Licht.

Stille, heilige Nacht,
Liebe wacht
Ueber der Welt.

N. Büser

---

rakter. Später wurden dann im Engadin eigene Haushaltungskurse eingerichtet. Zugleich konnte über das ehemalige Rathaus, einst Säumerherberge mit seinen weitläufigen Räumlichkeiten verfügt werden. Dort stellte Fida Lori den ersten Webstuhl auf eigene Kosten auf und siedelte mit ihren Schülerinnen dahin über.

Es sollte ihr Heim bleiben bis zum Ende. Immer mehr Webstühle für viele Arten Stoff, ja zuletzt noch ein gewaltiger Teppichwebstuhl «Mammut», an dem zwei Schülerinnen arbeiten mussten, kamen ins Haus, das nun Webstube Sta. Maria genannt wurde. Zuerst wurden Kurse zur Selbstversorgung abgehalten, die Mädchen des Tales legten ihre billigen Stadtfähnchen ab und woben sich den Stoff zur heimatlichen Tracht, die ihre Meisterin immer trug und in der man sie in die Erde gebettet hat. Immer aber begleiteten Fida Lori ihre sozialen Gedanken und der Wunsch stieg in ihr auf, durch die Hausweberei einen Erwerb zu schaffen für das abgeschiedene Tal, aus dem jährlich so viele junge Kräfte abwandern mussten, um Verdienst zu suchen. Wo aber ein warmes Herz und ein zielsicherer Wille sich mit fachlichem Können vereint, muss etwas Sichtbares in Erscheinung treten. Ausserdem kam damals die Krise, die Bergbauernfrage, die Arbeitslosigkeit dazu — das alles beschleunigte die Entscheidung, dass die Münstertaler Weberinnen nicht nur für sich selber, für Aussteuer und Tracht weben, sonderen in Fühlung treten sollten mit der Welt und dem Handel. Das war auch für Fida Lori etwas Fremdes, Neues, das ihr nicht leicht fiel. Es bedurfte der Energie und des Idealismus, nicht matt zu werden und vorwärts zu schauen — denn so vieles musste sie nun auf sich nehmen, was ihrer inneren Natur nicht nahe lag. Doch das Werk wuchs, und schon 1937 konnten 17 Mädchen des Tales das ganze Jahr in den Webstuben arbeiten. Die Webstube zahlte jährlich 20000 Fr. reine Arbeitslöhne aus, und zwar wurden Stundenlöhne gegeben, um die Hetze des Akkords zu vermeiden, die Arbeitsfreude, die Auffassung des Arbeitens überhaupt zu heben. Diese Massnahmen bestätigen wieder Fida Loris hohe Auffassung von der Arbeit. Das Heimatwerk in Zürich hat die Verbindung mit der Stadt hergestellt und seither Bestellungen und Aufträge vermittelt.

In einem Aufsatz, den die Zeitschrift «Das Heimatwerk» seinerzeit brachte, erzählt Fida Lori: «Wir haben unsere Arbeit, unser Handwerk sehr lieb. Ungeahnte Möglichkeiten liegen in den paar Hölzern des Webstuhls. So viel, dass wir immer Lernende bleiben werden. Staunend stehen wir vor den überaus schönen, kunstvollen und gediegenen Geweben unserer Ahnfrauen. In diesen Stoffen liegt so viel Hingabe und Beschaulichkeit, wie wir heutigen Menschen sie nicht mehr aufbringen können. Wir am äussersten Zipfel unseres Landes durften den Faden guter, alter Ueberlieferungen dann aufnehmen, als er am Zerreissen war. Unsere Arbeit ist uns auch darum lieb, weil sie eine treffliche Erzieherin ist. Sie lehrt uns Geduld üben, genau sein, immer wieder von vorne anfangen. Hier wurde offenbar, was es heisst, wenn einer seine Pflicht nicht tut, aus der Bahn tritt und damit alle andern in ihren Werken hemmt. Auch die Fäden haben uns gelehrt: Jeder an seinem Platze still das Seinc tun und so mitzuhelfen zu einem schönen, wertvollen Ganzen. Ein Fehler, eine Nachlässigkeit kann uns zu langem, ernstem Vorwurf werden.»

Diese Worte charakterisieren am besten, welch hervorragende Lehrerin ihres Faches, welch begnadete Erzieherin sie war, die ihre Schülerinnen dazu anleitete, das Kleine hoch zu achten und tadellos auszuführen.

Da alle Arbeiten, vom Spulen und Spinnen an, über das Färben mit Pflanzenfarben (Flechten, Baumrinde, Moose wurden selber gesucht) das Zusammenstellen neuer Muster, das Aufziehen des Zettels usw. von den Schülerinnen selber gemacht werden mussten, konnte nie Eintönigkeit oder Langeweile sich einschleichen. Schon das Flachsfeld, die Schafe, welche ihre Wolle hergaben für die prächtigen, warmen Teppiche, waren Gegenstand des Interesses und durch die feinen Tönungen der selbstgefärbten Wolle wurde der Geschmack gebildet, das Schöne und Künstlerische gepflegt und durch die Weberinnen in die Heime getragen.

Fida Lori bemühte sich auch, nicht nur die Tracht der Mädchen und Frauen wieder als Kleid der Heimat einzuführen, es war ihr auch daran gelegen, für die Bergbauern Stoffe für währschafte, gute und billige Kleidung herzustellen. Wir haben die wunderschönen Aussteuerstücke im Trachtenhof der Landi seinerzeit mit Tausenden von begeisterten Besucherinnen sehen dürfen. Wir sahen auch die Scharen von Reisenden, die alljährlich die Ausstellung der Webstube in Sta. Maria besuchten und bewunderten die immer gleich bleibende Freundlichkeit und Geduld, mit der Fida Lori die vielen Fragen beantwortete, die Räume zeigte. Ganze Vereine aus der Nähe und aus dem Unterland, Schulklassen, Reisende aus dem Ausland, die in stolzen Limousinen angefahren kamen, Sachverständige und Laien — alle wollten dies eigenartige Werk sehen und sich eine Erinnerung daran mitnehmen. Nicht selten ergaben sich Tageseinnahmen aus den Verkäufen bis zu mehreren hundert Franken.

Verführerisch liegen auf dem Boden die weichen, dicken Teppiche aus heimischer Schafwolle, an den Wänden leuchten die selbstentworfenen oder nach alten Mustern gewobenen Wandbehänge, es breiten sich die köstlichen Möbelstoffe, darunter solche, die das berühmte «Flammenmuster» aufweisen. Gewobene und gestickte Kissen mit den bekannten Bündnermustern, Wolldecken, Leinen- und Halbleinengewebe, Kleider- und Trachtenstoffe, Bettzeuge, Handtaschen, ja sogar schön gemusterte Seidenstoffe. Und alles ist auf den eigenen Webstühlen entstanden. Das ist das sichtbare Werk.

Dem aufmerksamen Besucher aber ist sicher der besondere Geist des Hauses aufgefallen. Wohl klapperten die Webstühle durch das Haus im gleichmässigen Takt, dass oft die Wände zitterten; aber unter den Zusammenarbeitenden gab es keinen Lärm. Still und gütig waltete hier die Frau, deren markante und vergeistigte Züge, deren prächtig gewölbte Stirne wohl manchem Besucher aufgefallen sind. Jede Mitarbeiterin lag ihr am Herzen, nicht nur hinsichtlich der Berufsausbildung, sondern sehr stark auch hinsichtlich der Erziehung zum verantwortungsbewussten Menschen, der im Kleinen treu ist und das Grosse erstrebt. Die starke künstlerische Begabung erlaubte Fida Lori, so erdgebunden sie war, alles um sich zu beseelen und zu vergeistigen. Daneben ist es ihr gelungen, ihre hohe Auffassung auch in geschäftlicher Hinsicht durchzusetzen. Ohne staatliche oder kantonale Subventionen konnte die Webstube sich selber erhalten und durch Vermittlung von Heimarbeit Verdienst in manche arme Bergbauernfamilie bringen. Nie wurde Reklame gemacht, weder Webermeister noch Reisende angestellt — es war und blieb ein Frauenwerk, das weniger auf Rendite als auf Erziehung zum Bodenständigen, auf berufliche und charakterliche Förderung der Schülerinnen ausgerichtet war. Diese wurden in einem Dreijahreskurs ausgebildet, erhielten aber schon im zweiten Halbjahr Stundenlohn. Das gab Freudigkeit im Schaffen, die jedem Besucher fühlbar wurde.

Wenn auch das stille Tal weit abgelegen und vor allem im Winter recht einsam ist, hatte sich Fida Lori durch ihr allem Schönen und Guten aufgeschlossenes Wesen, ihre selbstlose Hingabe, viele Freunde im ganzen Schweizerlande erworben, die immer wieder für kürzere oder längere Zeit nach Sta. Maria pilgerten. Es ist darum zu verstehen, dass die Nachricht ihres Heimgangs weitherum Trauer und Bestürzung hervorrief. Die im Sommer noch auf die heimatlichen Berge stieg, fühlte sich im Herbst leidend und musste sich in Samaden einer Operation unterziehen, die erst zeigte, mit wieviel Tapferkeit und Selbstüberwindung diese Frau schon seit Jahren ihre grosse Aufgabe gelöst hatte. Sie sollte nicht zurückkehren an den Ort ihrer fast dreissigjährigen Wirksamkeit. Am 27. September schloss sie im Spital von Samaden ihre Augen für immer. Ihr Wunsch nach einer ganz stillen Beisetzung im Kreise ihrer nächsten Freunde ging nicht in Erfüllung, und obwohl ihr Tod erst einen Tag nach der Beerdigung publiziert worden ist, folgten mehr als hundert Trauernde ihrem Sarg auf dem letzten Weg zum Waldfriedhof in Davos. Die Weberinnen waren über den frisch verschneiten Flüelapass gefahren, ihrer geliebten Meisterin die letzte Ehre zu erweisen und viele sinnige und prächtige Blumenspenden schmückten den schlichten Hügel.

Als der befreundete Pfarrer Balschheit aus Läufelfingen bewegte Abschiedsworte sprach, strahlte sieghaft die Sonne durch die Wolken, welche solange den Himmel verhüllt hatten. Also möge das Leben dieser seltenen Frau, die so vielen ihr Bestes gegeben, als ein Vorbild und Licht in die Zukunft leuchten und der Same, den sie legte, weiter kostbare Früchte tragen.

M. Tanner

Es ist besser eine Versicherung zu haben
und sie nicht zu brauchen,
als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.
ZÜRICH Unfall

Wir müssen eine Schuld abtragen!

Sicher wollen wir in der Schweiz gegenüber der Jugend auf der ganzen Linie unsere Pflicht erfüllen und das Bestmögliche tun.

Geschieht aber wirklich das Bestmögliche, wenn die natürliche Brusternährung unserer Säuglinge Jahr für Jahr abnimmt? Wie es die rückläufige Zahl der in Krankenkassen versicherten Stillgeldbezügerinnen erkennen lässt: Noch im Jahre 1932 waren es 58 Prozent der Wöchnerinnen, die zehn Wochen stillten, 1942 noch 56 Prozent, dann 1946 noch 52 Prozent. Schliesslich fällt der Prozentsatz unter 50 und 1951 erreichten wir das bisherige Minimum von nur noch 46,9 Prozent.

Jetzt heisst es, unverzüglich den Absturz mit einer richtigen, sozialhygienischen Planung stoppen. Verpflichtend entschloss ich mich für folgende Zielsetzung:

Im Jahre 1953 müssen die Stillgeldbezügerinnen die 50 Prozent wieder erreicht haben!

Mit dem Aufruf an alle Hebammen, Pflegerinnen und Mütter, mit Wort-, Schrift- und Radiovermittlung schaffen wir die nötige Aufklärung. Wenn wir in der unentgeltlichen Mütterberatung der Stadt St. Gallen im Jahre 1950 noch 74 und 1951 noch 68 Prozent während zehn Wochen stillende Mütter feststellten, ist die Möglichkeit der Steigerung genügend bewiesen.

Es gilt vor allem den weitverbreiteten Stillfehler zu verhüten, bei anfänglich noch ungenügender Muttermilch verfrüht mit qualitativ und quantitativ zu reichlich bemessener künstlicher Beinahrung einzusetzen. Wir raten, zuerst nur gut gesüssten Tee nachzuschöppeln, der den Durst stillt, aber bald den Hunger wieder aufkommen lässt, der dann das kräftige, milchfördernde Saugen bewirkt. Bei Saugschwäche des Kindes und schwerfliessenden Brüsten ist die Milchpumpe unentbehrlich. Im übrigen verweise ich auf mein Büchlein «Wie ich mein Kindlein pflege» und das Stillmerkblatt der Pro Juventute, erhältlich beim Zentralsekretariat, Seefeldstrasse 8, Zürich.

Lebensaussichten und Gesundheit der männlichen Säuglinge benötigen dringend der Hebung der Stillarbeit der Schweizer Mütter, betreffend Häufigkeit und Dauer, wie ich es in meiner Arbeit «Schicksal und Rettung des schweizerischen Ueberschusses an männlichen Geburten» nachgewiesen habe.

Frau Dr. med. Imboden-Kaiser

Um Nachdruck wird gebeten!

Politisches und anderes

Sessionsschluss in Bern

Die Session der eidgenössischen Räte ist am vergangenen Mittwoch zu Ende gegangen. Beide Räte bereinigten die Differenzen beim eidgenössischen Vorschlag für 1953, der mit 1,82 Millionen Einnahmen und 1,93 Millionen Ausgaben, und unter Einrechnung der Vermögensveränderungen einen Fehlbetrag von 168,9 Millionen ergibt. In Schlussabstimmungen wurden folgende Gesetze und Bundesbeschlüsse gutgeheissen: Revision des Münzgesetzes, Erhöhung der Mahlprämie, Transportkostenausgleich für Berggemeinden und Genossenschaft für Getreide und Futtermittel. Ausserdem kamen zur Sprache verschiedene Motionen, Postulate und Interpellationen.

Politische Rechte der Schweizerin vor dem Ständerat

In der vorletzten Sitzung befasste sich der Ständerat einmal mehr mit der Frage der politischen Rechte der Frau. Ständerat Picot begründete ein Postulat, in dem der Bundesrat eingeladen wird, einen eingehenden Bericht zu erstatten, der das Problem der politischen Rechte der Schweizerfrau in weitem Rahmen abklären soll. Nach der Erklärung von Bundesrat Feldmann über die Geschichte des Kampfes um das Frauenstimmrecht, wurde das Postulat unbestritten als erheblich erklärt.

Das Urteil im Weisswein-Prozess

Das Bundesstrafgericht in Lausanne sprach das Urteil aus im sogenannten Weisswein-Prozess. Von 13 Angeklagten wurden 7 zu Gefängnisstrafen und Bussen verurteilt. 6 Angeklagte sind freigesprochen.

Abschluss der Tagung des Atlantikrates

Am vergangenen Donnerstag hat der Atlantikrat seine 10. Session in Paris abgeschlossen. In einem Communiqué über die Ergebnisse der Besprechungen zwischen 32 Ministern aus den 14 Mitgliedstaaten, wird unter anderem ausgeführt, man sei sich über ein Bauprogramm für Luftstützpunkte in der Höhe von rund 224 Millionen Dollar einig geworden. Im kommenden Jahre müssen sich die Anstrengungen der Atlantischen Verteidigungsgemeinschaft, vor allem auf die Erhöhung des Kampfwertes und die Verbesserung der Ausrüstung der bestehenden Streitkräfte und nicht so sehr auf die Aufstellung neuer Streitkräfte richten. Der Rat erkannte gleichzeitig, dass eine wirksame Verteidigung sich auf eine gesunde Wirtschaft stützen muss.

Bruch Titos mit dem Vatikan

Die jugoslawische Regierung hat offiziell bekanntgegeben, dass sie die Beziehungen zum Vatikan abbreche. In vatikanischen Kreisen war man auf diesen Schritt von Belgrad infolge der feindlichen Einstellung der jugoslawischen Regierung gegenüber der Katholischen Kirche vorbereitet.

Appell der Uno zugunsten des Staatsvertrages mit Oesterreich

Die Generalversammlung der Uno genehmigte den Beschluss der politischen Kommission, an die vier Besetzungsmächte Oesterreichs einen Appell zugunsten der Ausarbeitung eines Staatsvertrages mit Oesterreich zu richten. Der Vertrag soll dem österreichischen Volk seine Souveränität zurückgeben.

Gefangenenunruhe auf Korea vor der Uno

Die Sowjetdelegation bei der Uno hat überraschend eine Resolution über «Massenmorde auf der Insel Pongam» eingebracht. In ihrer letzten Sitzung vor der Vertagung hat die Generalversammlung die russischen Anschuldigungen verworfen.

Die grösste Katastrophe in der Geschichte der Luftfahrt

Ein grosses amerikanisches Transportluftzeug mit 132 Personen an Bord ist am vergangenen Samstag beim Aufstieg vom Luftstützpunkt Larson (Staat Washington) abgestürzt und verbrannt. Es kamen 101 Personen ums Leben.

Eine «Probeabstimmung» über die Einigung Europas

In den beiden holländischen Kleinstädten Delft und Bolsward ist eine Probeabstimmung über die Idee der Europäischen Einigung durchgeführt worden. Die Bewohner der beiden Städte beantworteten mit über 90prozentiger Mehrheit die folgende Frage mit ja: «Wünscht Ihr ein Vereinigtes Europa unter einer europäischen Regierung, mit einem demokratischen Parlament und einer europäischen Verfassung?

Uno und politische Rechte der Frauen

Die Generalversammlung der UNO hat nach dreistündiger Debatte eine Konvention über die Rechte der Frauen mit 46 gegen 0 Stimmen bei 11 Enthaltungen angenommen. Im ersten Artikel der Konvention heisst es: «Die Frau ist berechtigt, sich an allen Wahlen gleichberechtigt mit dem Manne zu beteiligen. Sie ist für öffentliche, durch Wahlen zu besetzende Aemter wählbar und soll diese Funktionen gleichberechtigt mit dem Manne ausüben.»

---

kind gäbe. Er sagte es aber ganz getrost, da war nichts von ‚Scherben' zu spüren.» Wieder glitt über Marias Gesicht das beunruhigende Lächeln, die viere betrachteten sie kopfschüttelnd.

Aber dann sagte Onkel Hans halb strafend, halb schmerzbewegt: «Du weisst wohl gar nicht, wie traurig es ist, dass Robert den Glauben ans Christkind verloren hat? Und es ist auch traurig, dass du ihm in keiner Weise zurechtgeholfen hast.»

«Aber das tat ich doch!»

«Tatest du?! Und in welcher Weise, wenn ich fragen darf?»

«Ich sagte ihm, dass das Christkind trotzdem lebe, wenn es auch nicht sichtbarlich umhergehe mit silbernem Kleid und Schleier und Flügeln. Ich sagte ihm, dass er beim Wort ‚Christkind' immer ‚Liebe' denken müsse, und dann werde es ihm immer wieder begegnen, nicht nur am Christfest, sondern das ganze Jahr hindurch; aus jedem liebevollen Gesicht schaue ihn das Christkind an.»

«Hm ja, das klingt ja schön und gut. Aber du wirst doch keinen Augenblick denken, dass er das verstanden hat?»

«Doch, das denke ich — nein, ich weiss es ganz bestimmt. Sonst hätte er nicht froh dreingesehen und hätte nicht gesagt — aber nein, das behalte ich für mich!»

«Maria!» Onkel Hansens Stimme klang weich, klang beschwörend: «Meine liebe kleine Maria, ich werde mich wohl besser auf Buben verstehen als du. Glaube mir, deine Worte sind an dem armen kleinen Kerl wie Seifenblasen vorbeigeflogen! Und im Tiefsten ist er todunglücklich, dass es kein Christkind geben soll — den Verkehr mit dem Malefiz-Peter sollte man ihm verbieten! Ja, und was ich sagen wollte, sein Glaube ans Christkind muss zurückerobert, muss unbedingt wieder geweckt werden.»

«Wie denn?» fragten vier Stimmen gleichzeitig, aber in sehr verschiedener Betonung.

«Durch mich. Ich werde mich als Christkind verkleiden und morgen abend bei der Bescherung erscheinen.»

«Du?!» Wieder der vierfache Ausruf, aber diesmal übereinstimmend Ausdruck masslosen Erstaunens.

«Ja, ich! Warum denn nicht? Ich werde nichts sprechen, ich werde nur stumm in die Türe treten — du musst mir mit der Kostümierung helfen, Maria — ja, und deinen Hochzeitsschleier brauche ich unbedingt — und vielleicht einen Stern über der Stirn — was meinst du? Flügel sind nicht nötig, weil ich ja in der Tür stehen bleibe — was lachst du denn, Maria? Und ihr andern — was schmunzelt ihr denn?» «Wegen deines Schnurrbarts Bruder Hans!» Der Aelteste zwinkerte fröhlich mit den Augen. «Er ist zwar nur zart angedeutet, aber immerhin — ein schnurrbärtiges Christkind! Ich weiss nicht, ob es Roberts bedrohtes Glaubensflämmchen anfachen wird! Oder solltest du dich am Ende von dieser Zierde —»

«Nein. Der Schnurrbart bleibt. Ich werde mich so dicht verschleiern, dass ihn niemand entdecken kann. Uebrigens, du sprichst ja plötzlich, als selest du zu Maria übergegangen?»

«Bin ich auch. Was sie zu Robert gesagt, finde ich gut und richtig. Und woher willst du wissen, dass der Bub sie nicht verstanden hat? Man muss seine Schlüsse nicht immer von der eigenen werten Persönlichkeit aus ziehen.»

«Zudem, viellieber Bruder,» fiel der Mittlere ein, «mangelt es dir etwas an kindlicher Anmut. Ein Meter zweiundachtzig und respektabel breite Schultern — wirklich, Hans, du solltest dir die Sache aus dem Sinn schlagen!»

Aber der Jüngste beharrte eigensinnig auf seiner Christkindrolle. Und schliesslich gaben die andern nach, und die beiden Frauen beratschlagten, wie sich das Kleid des ausserordentlichen Himmelskindes am besten herstellen liesse.

*

Unter dem brennenden Weihnachtsbaum stand der kleine Robert mit leuchtenden Augen, sagte mit klingender Stimme ein Verslein auf, stürzte sich hierauf mit einem Jubelschrei auf den Teddybären und wurde danach vom Aeltesten auf die Wunder einer Laubsägeschachtel aufmerksam gemacht, indes der Mittlere am Boden die Schienen einer elektrischen Eisenbahn ineinanderschob. Nachdem er der Kontakt hergestellt, schrie er aufgeregt: «Sie läuft, Robert! Komm rasch hierher!»

Robert wollte sich begeistert niederkauern; aber da zog ihm Grossmutter die neue, selbtgestrickte Mütze über die Ohren. «Sie sitzt ausgezeichnet. Siehst du wohl, dass ich recht hatte, Maria?» sagte sie triumphierend.

Aber wo war Maria? Und wo Onkel Hans?

Robert schaute sich beunruhigt um. «Ich will Mama suchen gehen», sagt er und schritt auf die Türe zu. Aber da blieb die kleine Eisenbahn plötzlich stehen, und der Mittlere bat flehentlich, ihm zu helfen, die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Und Robert fühlte sich furchtbar geehrt und legte sich bäuchlings neben den Onkel und gab ihm viele gute Ratschläge, und gerade wollte die kleine Lokomotive anfangen, loszuschnurren, da —

Lieber Himmel, was stand denn dort unter der geöffneten Türe?

Robert schnellte in die Höhe und starrte mit angehaltenem Atem, und ein kleiner Schauer lief ihm ihm über den Rücken. «Ist das — ist das — —» murmelte er fast unhörbar.

«— am Ende das Christkind?» flüsterte der Mittlere vom Boden her. Aber Mama hatte doch gestern gesagt — und diese Gestalt war so gross und auch ein bisschen unheimlich — und das Gesicht — warum sah man denn gar nichts vom Gesicht?

Robert tat einen Schritt auf die Gestalt zu; aber da fühlte er sich zurückgehalten — es war die Mama, die zu ihm getreten war, ohne dass er dessen gewahr geworden. «Bleib lieber hier!» flüsterte sie.

Doch Robert wollte nicht stehen bleiben und zu der Gestalt hinüberstarren. Er wollte sie sich richtig ansehen; er wollte vor allem wenigstens einen Schimmer des Gesichts erhaschen. So tat er denn zwei, drei rasche Schritte, und da — da sah er unter den dicht gerafften Falten des Schleiers die Umrisse eines Gesichts, sah Augen — eine Nase, sah — die dunkle Linie eines Schnurrbarts über einen Mund, aus dem plötzlich ein wohlbekanntes Räuspern ertönte.

Und wusste mit einem Schlag, wer sich hinter dem Schleier verbarg. Warum nur hatte sich Onkel Hans in das merkwürdige Kleid gesteckt? Glaubte er wirklich, er, Robert, halte ihn für das Christkind?!

Ein kleines Lachen stieg aus Roberts Herzen in die Kehle, und schon wollte es über die Lippen springen, als er es plötzlich zurückhielt. Nein, er durfte nicht lachen. Onkel Hans war doch der liebste der drei Onkel! Onkel Hans hatte ihm die Flöte geschnitzt — und den Kaufladen neu angemalt! Er durfte Onkel Hans nicht auslachen.

Und Robert zog sich langsam zurück, Schritt um Schritt, bis er wieder neben der Mama stand.

Er schob eine Hand in die ihre und flüsterte, nur für ihre Ohren vernehmbar: «Es ist Onkel Hans. Aber wir wollen ihn nicht auslachen. Wir wollen singen: Alle Jahre wieder ... Dann hat er eine Freude.»

Das Glück der Persönlichkeit

Wenn es nur mehr Menschen erkennen und schätzen würden; denn es ist unser ureigenster Besitz. Besonders uns Frauen kann man nicht genug sagen und vor Augen führen, wie unendlich wichtig diese Erkenntnis gerade für uns ist; denn die Einzelseele, das Ichbewusstsein muss auch von uns Frauen gepflegt und erhalten werden. Das ist unbedingte Notwendigkeit und eines jeden Menschen Pflicht und Recht.

Jeder Mensch steht allein im Leben. Er denkt allein; denn niemand anders kann für ihn denken. Er fühlt und empfindet allein; denn sein nächster Mitmensch schon, fühlt und empfindet ganz anders. Denken, Fühlen, Mitempfinden, Urteilen und Handeln sind Funktionen des Ich. Wer wir sind, was wir sind und wie wir sind, das alles hängt von unserem denkenden Verstand ab; denn der Verstand ist das Merkmal des Individuums. Daraus geht deutlich hervor, dass eigentlich kein Mensch für einen anderen Menschen denken kann; denn alle Funktionen des Leibes und des Geistes sind privat. Es kann höchstens eine Verständigung zwischen gleich — oder wollen wir sagen — ähnlich denkenden Menschen geben. Aber auch diese Verständigung reicht nie weit. Also können wir Menschen von einander lernen. Doch alles Lernen ist lediglich ein Austausch, es ist ein Nimm und Gib; denn kein Mensch kann einem anderen die Fähigkeit zum Denken geben.

Darum darf der denkende Geist keiner Form von Zwang unterworfen werden. Er soll sich auch keiner Rücksicht beugen; denn er bedarf restloser Unabhängigkeit. Das weiss der individuell veranlagte Mensch. Er weiss aber noch mehr, nämlich, diese Unabhängigkeit, die er für sich beansprucht, lässt er auch bei andern gelten.

Nun kommen wir zu dem, womit wir Frauen uns auseinandersetzen müssen; denn: Abhängigkeit wird uns als Tugend gelehrt. Diese Abhängigkeit aber, verursacht die vielen Frauenleiden, sowie jede Abhängigkeit die Grundlage eines jeden Leidens ist. Alles, was aus dem unabhängigen Ich des Menschen hervorgeht, ist gut. Darum gibt es auch in allen echten Beziehungen der Menschen untereinander keine Opfer. Selbstaufopferung hingegen kann Selbstmord bedeuten; denn kein Mensch kann für einen andern leben. Nun wird aber von uns Frauen verlangt, dass wir für andere leben und andere über uns selbst stellen sollen. Da stimmt doch etwas nicht, und darum müssen wir uns wehren.

Da unsere einzige Waffe das Gehirn ist, müssen wir uns überlegen, wie wir unserem eigenen Geschlecht zu seinem Recht auf seine Persönlichkeit verhelfen könen; denn es gibt keinen Ersatz für persönliche Würde, und es gibt keinen anderen Masstab dafür als die Unabhängigkeit. Darum ist es erste Frauenpflicht, sich selbst sowie auch allen andern Frauen zum Recht auf das Ich zu verhelfen.

Wie können wir das tun? Indem wir unsere Mitschwestern darauf hinweisen, dass alles, was der Schöpfer geschaffen hat, seinen Zweck hat. Wir denkenden Menschen erfüllen unseren Zweck also nur in der eigenen Bestimmung unserer Persönlichkeit. Das heisst, der Mensch, jeder Mensch, ob Mann oder Frau, soll sich selbst sein. Wir andern aber müssen das hinnehmen, ohne zu kritisieren, und ohne die Eigenart eines jeden Mitmenschen unterdrücken zu wollen. Das heisst ferner, dass wir bei jedem Menschen, ob Mann oder Frau, das gleiche Lebensrecht und Selbstbestimmungsrecht anerkennen, das wir als unabhängige Menschen für uns verlangen.

Das fördert unser Verständnis für das wahre Leben und bestätigt und bereichert unser eigenes Persönlichkeitsgefühl. Wir erkennen dabei, wie schön und gross das Leben ist und dass jedes neben dem anderen Platz hat auf dieser Welt, solange es nach seiner Eigenart strebt. Wir erkennen ferner, dass wir gar keine Zeit und kein Bedürfnis haben, andere Menschen zu plagen und zu unterdrükken; denn wir haben so viel mit uns selbst zu tun, damit wir das Glück unserer Persönlichkeit erhalten, dass bei uns weder ein Minderwertigkeitsgefühl noch ein Ueberheblichkeitsgefühl aufkommen kann. Da wir Höherem zustreben und selber Liebe und Verständnis wünschen, geben wir zuerst Liebe und Verständnis an unsere Mitmenschen ab. Nur die Arbeit und die Erkenntnis, dass wir alle Menschen mit gleichen Rechten sind, fördern die Einsicht, das Glück der Persönlichkeit zu pflegen, auf dass es alle Menschen vorwärts bringt.

Ein Mensch, der das Glück der Persönlichkeit besitzt, ist ein hilfreicher Mensch und deshalb nie einsam. Sein Leben ist ausgefüllt mit einem inneren Reichtum und aus diesem Reichtum entströmt eine Kraft, die das Bedürfnis ergibt, seinen Mitmenschen zu helfen. Auf welche Art und Weise diese Hilfe geschieht, entspricht jeweilen den Fähigkeiten des Individuums sowie den Möglichkeiten, die ihm seine Umgebung und das Leben bieten.

M. E. Gysin

Kindersinn

Im Kranz sitzen Fünfjährige um den Tisch und zeichnen, die Köpfe im Eifer über das Blatt gebeugt. Ohne aufzublicken zwitschern sie wie Vögelchen durcheinander. Mit der bleue Bleistift, ich muss aber den gelben haben, der meine ist kaputt, so gib doch her, mir, mir, mir... Manchmal wird um einen Gegenstand gestritten oder die Kinder versuchen, über den vorgehaltenen Arm hinweg, dem Nachbar ins Werk zu gucken, neugierig, wie's ihm glücke. «Nein, noch nicht, ich bin nicht fertig», wird abgewehrt. Füsse poltern unterm Tisch. Fäusthen heben sich; schlagen zu. Geschrei. Plötzlich wieder emsige Stille, bis Sabinchen jubelt, sie habe beendet. Sie schwenkt ihr Blatt wie eine Fahne. Es ist über und über vollgezeichnet. Alle wollen es betrachten, fast geht es in Stücke. «Aber was soll's denn sein?» frägt Simone bedächtig. Sabine spöttelt: «Das siehst du nicht? Das ist Weihnachten.» Sie nimmt das Blatt an sich um es, wie einen Schatz, am Herzen zu bergen. «So zeig doch», bettelt die andern, und sie lässt sich herab, die Arbeit vorzuweisen und zu erklären.

«Die Hirten sind auf dem Feld, sie hüten ihre Schäflein. Immer will der Wolf sie fressen. Er wohnt im Wald und hat schon die Grossmutter gefressen. Der Jäger kam dazu, zum Glück. Aber hier ist kein Jäger, nur ein Engel, der kommt aus der Wolke hervor — da ist er — und sagt: Halleluja, ich bin da. Die Hirten müssen ihm nun ihre Verslein aufsagen. Der Engel hat ein goldenes Rütlein, damit haut er jeden, der nicht weiter kam. Wenn das Examen zu Ende ist, bekommen alle ein Bild mit dem Jesuskind darauf, wie in der Sonntagsschule vom Fräulein Elsa. Fräulein Elsa hat auch so schöne Haare wie der Engel und blaue Augen — ich liebe sie sehr — und ein Rütlein, aber damit haut sie nicht, sie schlägt nur den Takt damit zu den Liedern, die wir bei ihr lernen. Oh, die kann singen! Jetzt sagt der Engel: wir wollen singen, und alle Hirten fangen an: O du fröhliche...»

«Das kann ich auch», wirft Klaus ein, «und auch: Stille Nacht.» Die andern drängen: «Weiter!»

«Dann kommt der liebe Gott und schaut aus dem Fenster im Himmel. Hier sieht man's.»

«Das ist ja die Sonne», sagt Klaus abschätzig. Nun erwidert die Kleine pikiert: «So sieht eben sein Gesicht aus, wie die Sonne. Er lässt die Taube fliegen und macht das Fenster wieder zu. S'ist nämlich kalt. Bei unserm Brunnen hat's einen Berg von Eis gegeben, und gerade dort — seht ihr — geht ein Loch im Boden auf und der Teufel schaut heraus.»

Die Kinder stossen mit den Köpfen zusammen, um zu sehen, wie da der Böse zur Welt kommt. Er hat lange, gebogene Hörner und einen Körper wie das Rhinozeros im Zirkus, nur ganz feuerrot gefärbt. Die Kinder staunen. «Sieht er so aus?» frägt ungläubig Klaus. «Ueberhaupt», erklärt nun Simone in die Stille hinein, «wie ist es möglich, dass der Teufel im Boden drin lebt! Er müsste ja ersticken».

Klaus stösst ihr drohend seinen Ellbogen in die Seite. «Jedenfalls» fährt Simone tapfer weiter, «Mutter sagt, es gebe gar keinen Teufel». Da springt die Malerin auf: «So, keinen Teufel; Aber wer macht in deinem Herzen, dass du lügst und so...? Nicht der liebe Gott, heh?» Das scheint klar.

«Weiter», bitten die andern. «Und auch der Wolf kommt heraus und die Grossmutter des Teufels. Sie hat eine riesengrosse Nase. Sie kann zaubern und könnte nun zaubern, dass alles nicht wahr wäre. Aber der Engel geht mit der Rute und schlägt sie auf die Nase, und sie und der Teufel und der Wolf versinken im Boden, seht nur! Und die Hirten mit den Schäfchen und dem Engel und der Taube, die rennen jetzt zum Stall und was sehen sie da? Die Krippe. Maria und Joseph und das süsse Jesuskind im Bettchen. Sie freuen sich, dass die Hirten kommen, nun sind sie nicht mehr so allein, und auch, weil die Hirten Geschenke bringen...»

«Was bekommst du zu Weihnachten?» unterbricht Simone den wundersamen Bescheid, «ich, eine Puppe, die stehen kann, allein.» «Die meine wird Schritte machen können, allein», erwähnt Sabine ohne aufzuschauen. «Aber die meine kann auch sprechen», sucht Simone die Freundin zu übertrumpfen. «Das kann die meine auch, aber sie kann sogar noch singen: Halleluja! Darüber hinaus gibt es nichts, das sieht Simone ein; sie hat wieder den kürzeren gezogen. Sabine aber lächelt: «Dann kommen die drei Könige aus England, mit Parfum, wisst ihr, wie auf Mutters Toilettentisch steht, und parfumieren den Stall, mit dem Zerstäuber. Oh, das riecht fein! Dann laden sie Maria und Joseph und das Jesukind ein, mit ihnen nach Aegypten in die Ferien zu gehen. Sie heben das Gepäck auf den Esel — ja, wo ist denn der?...», und mit rascher Hand wird das Tier an den Rand des Blattes gemalt.

«Mach doch ein Auto», mahnt Klaus, «ein Topolino».

«Viel zu klein», sagt Sabine kennerhaft, «denk doch, all' die Leute und die Engel und die vielen Koffer... Unterwegs halten sie und machen ein Picknick, da sieht man's, feine Sachen: Brötchen und Ananas, Kuchen und Rahm und Eis...»

«Ist's nicht bald Zeit zum Vieruhrimbiss?» fragt Simone, «ich habe endlich Hunger.» Das Wort schlägt ein. Gummi und Bleistifte rollen über den Tisch, das schöne Blatt fällt zu Boden. Die Kinder eilen in die Küche. Begeisterte Rufe: «Picknick, Picknick!» — Und so kommt es, dass schliesslich doch Simone und mit ihr die währschafte Wirklichkeit des letzte Wort behalten.

A. V.

BAHNHOFBUFFET
Zürich

Kleines Wunder bei den Lumpensammlern

Dieses Wunder ist nicht inbegriffen in der «Visite rapide de la ville», sondern spielt sich fern von dem Paris der Fremden, der teuren Hotels, der lauten Studentenviertel und den Ateliers bunt gewandeter Künstler ab. Neuilly-Plaisance ist nur dem Namen nach ein Ort des Vergnügens, scheint wie zum Hohn so getauft, um die Trostlosigkeit der grauen Mauern, der armseligen Läden und schmutzigen Bistros umso greller hervortreten zu lassen. Dieser Vorort von Paris, eintönig und von einer banalen Melancholie unter dem herbstgrauen Himmel, ist nun Schauplatz eines kleinen Wunders geworden — so wie jeder Sieg der reinen, helfenden Menschenliebe über die Not von Zeit und Schicksal immer wieder dankbar und wunderbar empfunden wird. Abbé Pierre, tatkräftig unterstützt durch die Hilfe von etwa 50 Pariser «Chiffonniers», sammelt um sich nicht Waisenkinder oder die so vielbesprochene «verlorene Jugend», sondern er sammelt ganze Familien, die ohne ein Dach über dem Kopf leben müssen.

Ganze Familien? Etwas ungläubig blicken wir uns in dem kleinen Raum an der Avenue Paul Doumer um, doch Abbé Pierre führt uns auf einen grossen freien Platz, umgrenzt von den russigen Brandmauern hoher Häuser, wo kräftige Distelbüsche aus Schutthaufen wachsen. Diese hoffnungsgrünen Flecke fallen besonders in die Augen, und dann erst bemerkt man die ausgedienten Camions und den uralten Wagen der französischen Eisenbahn, an dessen Fenster Anflüge von Vorhängen wehen. «Das Ministerium war sehr grosszügig», meint Abbé Pierre und weist auf diesen Waggon, der wie ein erstarrtes Tier aus Urzeiten über das Durcheinander von Kindern, Bretterlatten und Dachpappe blicken. Denn nicht jeder Hausvater konnte mit seiner Familie so praktisch untergebracht werden; wir sehen einen jungen Mann, der sich mit eigenen Händen seine Hütte baut: Ein Pfosten in jeder Ecke, die Latten darangenagelt, Stroh und Lumpen dazwischengestopft, ein Dach aus Wellblech und Teerpappe. So sehen bei uns die schäbigeren Schrebergartenhäuschen aus, hier aber wartet eine Frau mit hohem Leib sehnsüchtig darauf, einzuziehen und aus einer Orangenkiste die Wiege zu richten für ihr Kind.

Eine zweite Frau stöpselt Wäsche in einem alten Fass, zwei Kinder, flink wie Mäuschen, untersuchen meine Schokolade, und aus einer benachbarten Hütte klingt ein langgezogenes Lied. «Elle est malade, celle-là, c'est pour ça qu'elle chante», erklärt die Wäscherin gleichmütig und wringt eine Arbeiterbluse aus. Wir sehen sie, die halbgelähmte alte Frau auf hartem Lager, hinter einer Bretterwand, durch die der Wind pfeifen wird. «Mais maintenant, il y a du soleil, et il y a l'abbé Pierre», sagt die Kranke mit einem fast verzückten Blick, und wir erkennen, wie sehr diese Aermsten an ihrem Helfer hängen, der mit seinem stillen Gesicht unter ihnen weilt, immer an Hilfe, an Auswege, an Möglichkeiten denkend, mit denen er ihr Los verbessern könnte.

Die gegenseitige Unterstützung der Armen in diesem kleinen Quartier ist vorbildlich. Denn wohl erhält der hilfreiche Pfarrer Zuschüsse von vielen Seiten — die Einnahme, auf die er am regelmässigsten zählen kann, kommt jedoch von seinen Lumpensammlern, die zum Teil bei ihm wohnen dürfen. Sie ziehen aus mit ihren Säcken, dem wakkeligen Karren, und kehren abends erschöpft, doch meist erfolgreich heim. Aus dem Erlös des Altmaterials bezahlt Abbé Pierre das Essen für die Gemeinschaftskantine und die notwendigsten Anschaffungen zum Bau der Hütten.

Das Erlebnis in Neuilly-Plaisance ist ein bleibendes, und wenn man nachts die strahlend erleuchteten Brücken und das kreisende Licht vom Eiffelturm sieht, denkt man irgendwie beschämt an das Licht der Zuversicht, brennend über den armseligen Bretterbuden, die Lumpensammler für ihre Brüder geschaffen haben.

uhu.

25 Jahre Soroptimismus

Stuart Morrow, ein Amerikaner, meinte im Jahre 1921, dass es auch ein «Rotary» für Frauen geben sollte. Er erdachte einen scheusslichen Namen, eine Zusammenstellung von **soror** - Schwester und **optima** - die Beste. Denn wie beim Rotary sollten nur in ihrem Beruf oder Fach führende Frauen Mitglieder sein. Und — was von grösster Bedeutung ist — sie sollten in jeder Hinsicht **dienen**: die Moral in Fach und Beruf zu heben suchen.

Der «Mutterklub» wurde noch im selben Jahr in Oakland California gegründet. 1924 reiste Mr. Morrow nach England und Frankreich, wo er ebenfalls das «Charter» an die ersten 25 Frauen übergab. Drei Jahre später wurde ich als Journalistin bei einem Abendessen des Pariser Klubs eingeladen, wo auch Vorsitzender und Schriftführer der Rotary anwesend waren. Ich war wirklich beeindruckt. Unter den schon 100 Mitgliedern waren sowohl die berühmte Dichterin Comtesse de Noailles wie die Herausgeberin von «L'Europe nouvelle», Louise Weiss, und die Modeschöpferin Jeanne Lavin sowie würdige Betriebshäupter, und... Lucienne Capet, die «aus der Hand las». Man beauftragte mich, die Bewegung in meinem Lande in Gang zu bringen und am 27. November 1927 wurde der Erste Niederländische Soroptimist-Klub «E. N. S. C.» in der Residenz gegründet. Rotarians, der Bürgermeister, Pressevertreter waren beim Lunch eingeladen, und als Ehrengast war der ehemalige Minister Professor Dr. jur. Treub anwesend. Momentan haben wir 25 Klubs mit 800 Mitgliedern. Belgien, das von uns aus gegründet wurde, zählt 250 Mitglieder. Vor und nach dem Kriege war eine junge, energische Kinderärztin aus Antwerpen, Frau Dr. Garot, eine ausgezeichnete Vorsitzende der kontinentalen Föderation. Momentan ist es Signora Olga Mossani, Rechtsanwältin aus Florenz, die auch zu unserem «silbernen» Jubiläum herangereist war. So wie Abgeordnete aus Norwegen, Dänemark, Luxemburg und Frankreich. Leider war die 82jährige Dr. Suzanne Noël aus Paris an der Grenze zurückgehalten worden, weil sie ihren Pass vergessen hatte.

Das Lustrum wurde in Amsterdam mit einem Nachmittagsempfang gefeiert, an dem auch der «Kommissaris der Königin» (Gouverneur der Provinz) und seine Gattin ihre Glückwünsche brachten, und Delegierte von ausnahmslos **allen** Frauenvereinen. Das war auch der Fall, als eine Woche später der «Mutterklub» im Haag noch einen beschränkteren Empfang gab, an dem auch der Verstorbenen und der vom Hitlerregiment Ermordeten gedacht wurde.

In Amsterdam beschloss ein Zusammensein, an dem Volkslieder gesungen wurden und Künstlerinnen wie Marjo Tal (Klavier), die Schauspielerin Mary Dresselhuys, die Vortragskünstlerin — wir sagen die «Holländische Ruth Draper» — Nell Oosthout, die bald zum dritten Male von grossen Oelkonzernen nach Indonesien, Neu Guinea und Australien ausgesandt werden wird, und die erste Harfistin des Konzertgebäudeorchesters Phia Berghout uns das Beste boten. Die Jahresversammlung wurde in diesem Jahre auch von der Königin besucht.

Die Frau Brunner

Seit wenigen Tagen liegt ihr schon das dritte Kindlein in der Wiege. — Das heisst, zur Stunde, da in der lebhaften Industriestadt die Fabriksirenen die Mittagspause ankündigen, lag das Neugeborene mit dem zarten Flaumhaar über dem Köpfchen nicht in seiner Wiege, sondern gesättigt, rosig und friedlich schlummernd, an der Brust seiner jungen Mutter.

In der Küche richtete die Hauspflegerin gerade die Hafersuppe an und im Wohnzimmer krakeelten die beiden Buben, der zweijährige Hansli und der dreijährige Peter und schlugen die Esslöffel aneinander, dass es tönte wie die Musik von einem Glöcklispiel. — Eben kehrte Peter Brunner, der Vater, zum Mittagessen heim — und begab sich, nachdem er die Pelerine und den Hut im Korridor aufgehängt, zuerst zu seiner Frau in das Schlafzimmer.

«Wie gaht's, Marie?» — Zärtlich beugte er sich über das Lager und strich mit seiner rauhen, breiten Rechten über das Köpfchen des Kleinen. Im Wohnzimmer hatte sich inzwischen der Lärm erheblich verstärkt, die beiden Brüder waren sich buchstäblich in die Haare geraten. — «Wänd ier ächt jetz Ruäh gäh, ier Lusbuebä» rief der Vater noch unter der offenen Wohnstubentüre und zog sie leise hinter sich zu.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen stellte die Pflegerin den Buben den grossen Steinbaukasten in die Spielecke und bedeutete dem Hausvater, ihr in die Küche zu folgen. Es war schon das dritte Mal, dass sie in der Familie Brunner Dienst tat, wenn ein Kleines angekommen war. — Und sie erklärte dem Peter kategorisch, dass es diesmal nicht angehe, dass seine blutarme Frau wieder zu früh aufstehe und den ganzen Haushalt selber besorge. Sie müsse jetzt mindestens drei Wochen von der Arbeit befreit sein, das sei auch für die Gesundheit des Kindleins wichtig. Und sie sagte ihm weiter, dass sie diesmal schon ein paar Wochen vor der Niederkunft seiner Frau an die Schweizerische Winterhilfe geschrieben und um deren Beihilfe gebeten habe — und nun hätte sie Bericht bekommen, dass man gerne bereit sei, an diese Hauspflege einen Kostenanteil zu übernehmen, so dass er sich wegen dieser zusätzlichen Auslagen keine Sorge machen müsse.

Wichtig sei jetzt, dass die Mutter gesund bleibt. So kategorisch hat Schwester Emmy noch nie mit Peter Brunner gesprochen. Aber er ist doch froh um das gesprochene Wort und dass er dank der Schweizerischen Winterhilfe keine Schulden machen muss.

Marianne Imhof-Zumbühl

Neue Schweizer Lyrik

Die Muschel, Gedichte von Maria Lutz-Gantenbein. 48 Seiten. Pappband, Fr. 5.50. Verlag Huber & Co., AG., Frauenfeld.

Gedichte von wundersamer Innigkeit und klangschönem Rhythmus sind es, die dieses zartblaue Bändchen birgt. Was eine leidenschaftlich den Geheimnissen der Natur und dem ewig Unergründlichen verhaftete Frauenseele bewegen kann, findet in diesen harmonischen Gedichten seinen Niederschlag. Der Ton einer Schiffsglocke fällt, leise mahnend, in wache Träume, derweil sich ein Menschenantlitz zärtlich über reifende Früchte des Herbstes neigt.

Und wenn die Dichterin das Meer besingt, dann sieht der Leser in seiner Phantasie eine einsame, schlanke Frauengestalt, barhäuptig an dessen Strand verweilen, ihr Gewand und das lichte Haar preisgegeben den böigen Winden — wie sie mit erhobenem Haupte den Stimmen lauscht, welche die weite Unendlichkeit, das Branden der Wogen — und das geheimnisvolle Raunen aus dem Innern einer Bernstein-Muschel ihr zutragen.

Der neue Lyrik-Band der sympathischen Schweizer Dichterin bedeutet innern Gewinn für jedermann, der sich seinen tiefen und rein tönenden Inhalt zu eigen machen will. Erinnern wir uns dieses schmucken Bändchens, wenn wir jemandem eine Buchfreude machen wollen. Erinnern wir uns des guten Schweizer Buches überhaupt, das würdig neben dem Besten bestehen kann, was uns das Ausland über die Grenze trägt. — Aus dem Inhalt des Lyrik-Bandes «Die Muschel»:

Der Heimatlose singt

Alles ist Heimat und jedes wird Glück,
was ich im Wandern erschaut.
Ueberall bleibt meinem Drängen ein Stück
wartenden Himmels, der blaut.

Was ich gefunden, verliere ich schon,
ehe es Wurzeln gefasst.
Ruhelos müht sich der flatternde Mohn,
wenn er, kaum blühend, verblasst.

Heimat wird Ferne und Weite ist nah,
so ich dem Herzen vertrau.
Immer noch wird mir Erfüllung da,
wo ich Unendlichkeit schau.

M. Imhof-Zumbühl

Geschenkabonnemente des Schweizer Frauenblattes

zum Vorzugspreis von 9.50
pro Jahresabonnement

gewähren wir nur unseren Abonnentinnen.

Benützen auch Sie den untenstehenden Bestellschein.

Unterzeichnete bestellt ein
Geschenk-Jahresabonnement des Schweizer Frauenblattes

ab _____ bis _____

an Frau/Frl. _____

_____

Unterschrift und Adresse des Bestellers

_____

_____

Zum Zwecke der sozialen Hilfe hatten die Mitglieder der Soroptimistinnen bei dieser Gelegenheit dreieinhalbtausend Gulden zusammengebracht, um die Bekämpfung der Kinderlähmung zu unterstützen.

Momentan hat die USA 521 Klubs, die Britische Föderation (inklusive Australien und Neuseeland) 200 Klubs, die Kontinentale Europäische Föderation 200 Klubs, von denen 4 auf die Schweiz kommen: Genf, Lausanne, Zürich und Bern. Auch Oesterreich, Schweden, Griechenland, die Türkei, Finnland und Deutschland (nach Kriegsende wieder ins Leben gerufen) zählen zu dem «Schwesterbund», der in den letzten vier Jahren als «Slogan» angenommen hatte: «Wir arbeiten für eine Welt wie wir sie wünschen» und jetzt «wir arbeiten an der Zukunft».

Es liesse sich noch vieles erzählen, aber die mir zugestandene Spalte ist zu Ende. Die Tages- sowie die Wochenpresse hat dem Jubiläum in Artikeln und Photos alle Aufmerksamkeit geschenkt, die man nur wünschen kann. W. W. F. D.

Eine Richtigstellung zum Artikel über die Genfer Abstimmung in Nr. 49

Der Berichterstatterin sind in ihrer Wiedergabe des Vortrages von Dr. A. Quinche in Genf einige Ungenauigkeiten unterlaufen, die hiemit von Dr. Quinche richtiggestellt werden:

«Ein Irrtum hat sich in die Wiedergabe meines Vortrages in Genf eingeschlichen (Nr. 49, Schweizer Frauenblatt). Ich habe gesagt: «Im Falle des Todes der Frau erbt der Mann das ganze Frauengut; stirbt aber der Gatte zuerst, so hat die Frau Anspruch auf einen Drittel, die Kinder auf zwei Drittel des Erbes.»

Die Korrespondentin hat das Recht der Nachfolge mit demjenigen der Liquidation des Eheverhältnisses verwechselt. Dr. Quinche erklärt, sie habe in diesem Passus vom Vorschlag, das heisst, von den gemeinsam gemachten Ersparnissen gesprochen. Im Falle der Kinderlosigkeit beim Tode der Frau, fällt der ganze Vorschlag dem Manne zu. Im Gegensatz dazu hat die überlebende Frau im gleichen Falle das Anrecht auf nur ein Drittel des Vorschlages, und muss die bleibenden zwei Drittel mit andern Erben (Geschwister usw.) des Mannes teilen. — Es besteht also hier eine Ungleichheit in der Teilung des Vorschlages, eine Ungleichheit, welche besonders die kinderlose Witwe trifft. Dr. Quinche hat diese Ungleichheit in ihrem Vortrag als unbegründet und ungerechtfertigt bezeichnet.

Das wahre Backrezept

Mit freundlicher Erlaubnis einer Tessiner Tageszeitung, die es ihrerseits einem amerikanischen Blatt entnimmt, geben wir diese humorvolle Wegleitung wieder, als fröhliches Motto in alle vorweihnachtlichen Backstuben mit kleinen Zuschauern.

Die amerikanische Zeitschrift findet die üblichen Rezepte, wie sie in Kochbüchern und sonstigen Ratgebern den Hausfrauen geboten werden, doch herzlich unvollständig zumeist. Als Beispiel grösserer Genauigkeit stellt sie nun ihrerseits folgendes, von ihr erprobtes Backrezept zur Verfügung:

«Der Backofen wird angeheizt und eine Schüssel mit Rührlöffel sowie die erforderlichen Zutaten bereitgestellt. Ein Kuchenblech gebuttert und neun Nüsse geknackt. Jetzt wird der Küchentisch von allem Spielzeug und dem neuesten Kleinautomodell von Hansjürg befreit. Wenn ihr seine Händchen aus der Mehltüte gefischt und seinen bestäubten Kittel abgeklopft habt, kommen 200 g Mehl sammt der Hefe in die Schüssel. Habt gleich auch den Besen zur Hand, um die Scherben eurer Schüssel zusammenzukehren — die Hansjürg unterdessen hat fallen lassen. Jetzt schaut nach, wer an der Haustür läutet. Wenn ihr dann wieder in die Küche kommt und die Ersatzschüssel — für die soeben zertrümmerte — vor dem erneuten Zugriff von Hansjürg gerettet und seine Händchen nochmals gesäubert habt, nehmt ihr zwei Eier — und gleich noch das Telephon ab. In der Küche ist unterdessen das ausgebutterte Kuchenblech zum Parkplatz von Hansjürgs Auto geworden. Ihr sucht dem Vehikel einen anderen und schaut gleichzeitig nach, was dessen Besitzer treibt. Nun kommen Nüsse, Eier und Hefe in die Schüssel. Auch Hansjürg kommt hereingestürmt. Er entwischt euren Armen und wirft dabei den Tisch um. Putzt also den Boden auf und säubert das noch heil gebliebene Küchengerät. Jetzt ruft ihr euren Bäcker an, und bestellt bei ihm den Kuchen.

Und dann legt euch auf's Sofa.»

Uebertragung R. v. G

Verein für Pflegekinderhilfe

Neben vielen tüchtigen, fleissigen Schweizer Frauen gibt es überall auch solche, deren Blicke über den eigenen Gartenzaun hinausgehen. Mit sehenden Augen und warmen Herzen nehmen sie teil an der Not des Nächsten. Still und unauffällig fassen sie an. Wachsen ihnen die Arbeit und die finanzielle Beanspruchung über den Kopf, versuchen sie, zuerst ganz schüchtern, auch andere dafür zu gewinnen. So werden sie für ihre Schützlinge zu Bettlerinnen. Eine Menge Hilfsvereine und Vereinli sind so entstanden, die ganz im stillen von Mensch zu Mensch segensreich wirken.

Solch ein stiller kleiner Helfer, von dem man wenig hört, ist der Verein für Pflegekinderhilfe in Zürich. Am 22. Oktober 1952 fand seine Jahresversammlung im Glockenhof, Zürich, statt. Aus dem Jahresbericht geht hervor, dass für 48 Kinder 9780.— Franken an Kostgelder geleistet wurden. Auf Weihnachten wurden zudem 42 Pakete verschickt. Aber die weitaus wichtigste Aufgabe ist die, passende und gewissenhafte Pflegeeltern zu finden, die auch den festen Willen haben, die Kinder sorgfältig zu erziehen. Manchmal gelingt es, solche zu finden, die so ein armes Kind unentgeltlich bei sich aufnehmen. Die Vereinigung ist aber auch bereit, ein Kostgeld oder einen Zuschuss daran zu bezahlen. Die Kinder werden regelmässig besucht und stehen unter Schutzaufsicht.

Die Präsidentin, Frau Dr. Bodmer-Simon, entrollte mit warmer Liebe ein Bild nach dem andern von Pflegemüttern und Pflegekindern. Sie durfte viel Schönes und viel Freude erleben. Aber auch Enttäuschungen blieben dem Verein nicht erspart. Er sah in schwere Kinderschicksale hinein. Wie gut ist es, dass mütterliche Frauen sich ihrer tatkräftig annehmen!

Der Verein zählt 313 Mitglieder. Möchten Sie auch mithelfen? — Mindestbeitrag im Jahr 3.— Fr.

Anmeldungen nimmt entgegen die Präsidentin Frau Dr. Bodmer-Simon, Freiestrasse 36, Zürich 7.

Frauen!

Kauft Juventutemarken!

Radiosendungen

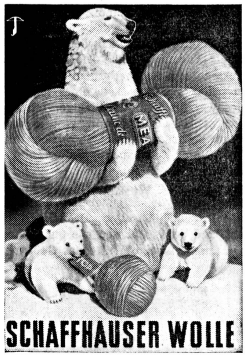
28. Dezember 1952 bis 3. Januar 1953

sr. Montag, 29. Dezember, 14 Uhr: «Notiers und probiers», mit den Beiträgen «Kleine Vorschläge. — Backen ist eine Kunst. — Allerlei. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wünsche.» — Samstag, 3. Januar, 17.30 Uhr: Die halbe Stunde der berufstätigen Frau: «Der neue Anfang».

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Das Haus für Koffer, Mappen, Taschen; für alles aus Leder und was mit Leder zu tun hat.
Leder LOCHER am Münsterhof ZÜRICH


SCHAFFHAUSER WOLLE

Hotzli die beliebten Spezial-Eierteigwaren
PAUL HOTZ TEIGWARENFABRIK A.G. WILA

Der heimelige Teeraum Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN ZÜRICH

Das gute Besteck ...von SCHÄR
Messerwaren und Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 82

Detektiv Lier
Streng diskret · Erstes Spezialbüro lüftet alle Geheimnisse
Tel. 23 2918
Löwenstr. 56 b/Bahnhof ZÜRICH 1
a. Detektiv d. Stadt Zürich u. Fremdenpolizei
38 Jahre Praxis

BANAGO
für jedes Portemonnaie erschwinglich
Trotzdem nur hochwertige Rohstoffe verwendet werden, kostet die diätetische Kraftnahrung BANAGO dank rationeller Herstellung nicht mehr als gewöhnliches Kakaopulver.
50 Jahre NAGO Olten

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
KORBMÖBEL
ZÜRICH, Freiestrasse 8, Tel. 25 37 90

Der empfindliche Magen braucht reines Pflanzenfett »Schweizer Perle«
Ein Kochfett Ia
das nicht enttäuscht
SPEISEFETTWERK SCHWEIZER-PERLE AG. ZÜRICH

Wissenswertes über Speisefette

In Kochdemonstrationen wird heute ein Kochfett für neuzeitliche Ernährung aufdringlich empfohlen. Es handelt sich um eine Mischung von 98% Kokosnussfett, 1% Sonnenblumenöl und 1% Soyaöl. Dieser Zusatz dient dem Zweck, das Fett als Speisefett anempfehlen zu können. Die zugesetzten 2% Oel dürften kaum eine physiologische Wirkung haben. Reines Kokosnussfett ist jedoch beträchtlich billiger.

Unser «PIC-FEIN-Speisefett» ist ein Resultat jahrzehntelanger Erfahrung. Es ist rein vegetabilisch und enthält Lecithin. Der Markt dürfte kaum ein nahrhafteres Fett kennen, das tatsächlich selbst reiner, eingesottener Butter in dieser Beziehung ebenbürtig ist. Dazu bezahlen Sie keine Phantasiepreise. PIC-FEIN ist nicht künstlich gefärbt, es ist äusserst leicht verdaulich und deshalb das Speisefett für den sparsamen Haushalt.

PELZE kaufen Sie am besten
direkt von der Pelzwarenfabrik
Becker-Wolf
Zürich 4
Badenerstrasse 120
(Kino Forum)

„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 23 09 75
Zollikon, Oulourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18	Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87	Tel. 28 20 58

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

GIGER TEE
der aromatische, ausgiebige Tee für den Haushalt in der viereckigen Dose mit der Bärenmarke.
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35